

DER VIELFALT GERECHT WERDEN

Liebe Leserinnen und Leser,
Inklusion bedeutet mehr, als Kinder mit Behinderung auf „normale“ Schulen zu lassen: Sie ist ein „umfassendes Konzept des menschlichen Zusammenlebens“ Alle Menschen, wie unterschiedlich auch immer sie sind, sollen die gleichen Möglichkeiten zur gesellschaftlichen und sozialen Teilhabe haben. Dazu gilt es auch, den Umgang mit Heterogenität zu lernen – in allen gesellschaftlichen Räumen und so ebenfalls im Bildungsbereich. Wie ist größtmögliche Teilhabe für alle herzustellen?

Ein wichtiger Schritt für die Realisierung des Prinzips der Inklusion ist das Übereinkommen über die Rechte von Menschen mit Behinderungen (UN-Behindertenrechtskonvention).

In unserer Arbeit in Schulen erleben wir viel Begeisterung und Einsatz für das Ziel der Inklusion, aber auch immer wieder Skepsis, wenn nicht Abwehr. Einerseits fehlen häufig einfach Informationen und damit Wissen, andererseits ist das Problem, dass die Akteure an den Schulen eine von oben verordnete Inklusion erleben, die oft parallel zu einem Raubbau im Bildungssystem geschieht. Der Stellenschlüssel wird nicht erhöht, obwohl die Klassen heterogener werden, mehr Schüler_innen mit Förderbedarf da sind. Auf dieser Basis wird Inklusion zum Schreckgespenst: Der Zorn richtet sich nicht gegen die konkrete Umsetzung,

sondern gegen die Inklusion selbst.

Im weiteren Verlauf des Newsletters bieten wir eine kurze theoretische Einführung in das Thema, das durch ein Interview mit Kolleg_innen und ihre Erfahrungen aus der Praxis damit abgerundet wird. Wir wünschen Ihnen eine anregende Lektüre.

Herzliche Grüße
Žaklina Mamutovič

Quelle

* KMK (Hg.): Empfehlungen „Inklusive Bildung von Kindern und Jugendlichen mit Behinderungen in Schulen“, Beschluss der Kultusministerkonferenz vom 20.10.2011, S. 3



Einführung Theorie

Die UN-Behindertenrechtskonvention (UN-BRK) zielt darauf, Menschen mit Behinderungen den vollen Zugang zu allen Menschenrechten und Grundfreiheiten zu ermöglichen und die Gesellschaft in Bezug auf Behinderung diskriminierungsfrei zu machen. Dabei spielt das Bildungssystem eine große Rolle: So ist im Artikel 24 (Bildung) der UN-BRK explizit festgehalten, dass sich die Länder verpflichten, ein inklusives Bildungssystem zu schaffen, in dem jedes Kind seinen Platz hat. Das kommt in der Praxis nicht nur Kindern mit Behinderung zugute. Die Forderungen nach einer „Schule für alle“ und nach „Education for all“ greifen etwas auf, das parallel schon seit 1990 in einem globalen Prozess von Akteur_innen



angestrebt und von UN, UNESCO u.a. aufgegriffen wird: eine gebührenfreie Grundbildung für alle Menschen. Dabei geht es bei diesen Bemühungen nicht nur um Menschen mit Behinderung, sondern ebenso um ethnische Minderheiten, um Mädchen, um Kinder, die arbeiten müssen, und andere Gruppen, denen Bildung, weltweit gesehen, bislang häufig verweigert wurde.

Die UN-BRK selbst bezieht sich explizit auf Menschen mit Behinderung. Diese sind bis heute stark von Exklusion betroffen, weltweit wird ihnen immer noch häufig das Recht auf Bildung gänzlich verweigert. In Deutschland ist das zwar nicht mehr der Fall, jedoch schaffte die starke Segregation im Bildungssystem durch spezialisierte Sonder- bzw. Förderschulen lange Zeit einen Ausschluss und verhinderte vielfach, dass Menschen mit Behinderung einen anerkannten Schulabschluss machen können. Dies hat Auswirkungen auf andere gesellschaftliche Bereiche wie Arbeits- und Freizeitmöglichkeiten und oftmals einen weiteren Ausschluss zur Folge.

Diskriminierung zeigt sich auch im Sprachgebrauch: In der Regel wird (wenn nicht weitaus

stärker diskriminierende Begriffe verwendet werden) immer noch von „Behinderten“ gesprochen. Sprachlich wird so eine Dichotomie zwischen „Menschen“ und „Behinderten“ hergestellt. Aktivist_innen der Selbsthilfebewegung von Menschen mit Behinderung weisen schon lange darauf hin, dass Behinderungen zwar eine Facette ihres Lebens sind, aber es nicht völlig bestimmt.

Wichtig ist bezüglich der Definition von Behinderung, dass die Situation und die daraus erwachsende Sichtweise Betroffener im Blick behalten wird. Die offizielle Zuerkennung einer Behinderung, ausgedrückt in Prozent, hat ganz konkrete finanzielle Auswirkungen, denn sie ist rechtlich mit einem Nachteilsausgleich verknüpft. Das eröffnet das Recht, einen „Behindertenparkplatz“ zu nutzen, von der Rundfunkgebühr entbunden zu sein, zu Zusatzurlaub und zur freien Fahrt im öffentlichen Nahverkehr. Der Besitz eines Behindertenausweises bedeutet für viele Betroffene daher weniger eine Stigmatisierung, sondern vielmehr die Zuerkennung von Rechten. Die Erweiterung des Behinderungsbegriffs ist bei einigen Betroffenen daher von der Angst begleitet, dass sich die eigene, insbesondere die rechtliche Situation verschlechtern könnte.

Entscheidend für das Gelingen der Forderungen der UN-BRK und für die Umsetzung von Inklusion ist, ob es gelingen wird, in der Gesellschaft ein neues, soziales Verständnis von Behinderung zu etablieren, das sich vom Defizit-Verständnis der Medizin abhebt.

Die Geschichte und die Situation von Menschen mit Behinderung kann nur im jeweiligen gesellschaftlichen Kontext betrachtet werden. Was überhaupt als Behinderung gesehen wird, misst sich am normierten Standard der Gesellschaft und ihren Erfordernissen. Dabei spielt immer auch die vorherrschende Ethik eine Rolle: Gehe ich von der grundsätzlichen Würde und Gleichwertigkeit aller Menschen aus? Messe ich den Menschen an seinem Charakter, an seinen individuellen menschlichen Stärken und Schwächen – oder an seiner Leistungsfähigkeit und seinem IQ und lege somit als Kriterium eine wirtschaftliche Verwertbarkeit zugrunde?

In dem Maße, in dem die Welt leistungsorientierter und normativer wurde, wurden immer mehr Menschen aus den sozialen Zusammenhängen ausgeschlossen, lässt sich ein Anstieg der Aussonderung in Anstalten und eine

Spezialbehandlung durch Pädagog_innen feststellen. Bis heute ist auch das deutsche Bildungssystem gekennzeichnet vom Prinzip der Aussonderung in ein stark differenziertes Förderschulsystem.

Salamanca-Erklärung

Auf der 1994 von der UNESCO einberufenen „World Conference on special needs education“ in Salamanca wurde Inklusion noch deutlicher gefordert. Im Mittelpunkt der Überlegungen steht die Vorstellung einer „Schule für alle“, Ziel ist also ein inklusives Bildungssystem.

Die Erklärung proklamiert, „Regelschulen mit inklusiver Ausrichtung das beste Mittel sind, um diskriminierende Haltungen zu bekämpfen, um Gemeinschaften zu schaffen, die alle willkommen heißen, um eine integrierende Gesellschaft aufzubauen und um ‚Bildung für Alle‘ zu erreichen; darüber hinaus gewährleisten inklusive Schulen eine effektive Bildung für die Kinder und erhöhen die Effizienz sowie schließlich das Kosten-Nutzen-Verhältnis des gesamten Schulsystems“ (Salamanca-Erklärung der UNESCO, 1994). Inklusion soll übergreifendes Leitprinzip sowohl der Bildungspolitik als auch der Bildungspraxis werden.

Die Gesellschaft und damit alle Menschen können profitieren, indem die Leistungsideologie hinterfragt wird und Abstand von der herrschenden Gesundheits- und Normalitätsfixierung genommen wird: Es würde nicht nur Menschen mit Behinderung nützen, sondern allen Menschen, die den Imperativen von Fitness, Jugendlichkeit, Schönheitsidealen und permanenter Leistungsfähigkeit nicht Genüge tun. Damit würde ganz allgemein die Diskriminierung in der Gesellschaft abnehmen.

Da Schule neben der fachlichen Vermittlung auch Werte vermittelt und soziales Lernen initiiert, wächst ihr in diesem Sinne eine wichtige Rolle zu.



Literaturangabe

FLIEGER, PETER / SCHÖNWIESE, VOLKER (2011): Menschenrechte, Integration, Inklusion. Bad Heilbrunn

HERMES, GISELA / KÖBSELL, SWANTJE (Hg.) (2004): Disability studies in Deutschland - Behinderung neu denken! Dokumentation der Sommeruni 2003. Bifos-Schriftenreihe. Kassel

KLEE, ERNST (1980): Behindert: über die Enteignung von Körper und Bewusstsein; ein kritisches Handbuch. Frankfurt am Main

SIERCK, UDO / MÜRNER, CHRISTIAN (Hg.) (2011): Behinderte Identität ?. Neu-Ulm

SIERCK, UDO / MÜRNER, CHRISTIAN (2012): Behinderung. Chronik eines Jahrhunderts. Weinheim/Basel

Weblinks

http://www.unesco.de/inklusive_bildung_weltweit.html

http://www.institut-fuer-menschenrechte.de/fileadmin/user_upload/Publikationen/Essay/essay_zum_innovationspotenzial_der_un_behindertenrechtskonvention_auflage3.pdf

Entwicklungsteam Praxis

Das Team im Gespräch zur Arbeit mit den Themen Behindertenfeindlichkeit und Inklusion

Interview mit Jenny Howald, Tanja Michalczyk und Renate Pulz

Frage: Ihr bietet das Modul „Leben mit einer Behinderung – Behindert ist man nicht, behindert wird man“ nun seit drei Jahren als einen der Schwerpunkte des Diversity-Projekts an. Wie kam es, dass ihr euch entschieden habt, mit dem Thema zu arbeiten?

Tanja: Eigentlich ist es naheliegend, wenn man zum Thema Diversity arbeitet und das auch noch in dem Feld, wo wir arbeiten, das heißt mit sogenannten benachteiligten Jugendlichen, wo bei vielen zumindest unter schulischen Gesichtspunkten eine Behinderung diagnostiziert wurde.

Jenny: Zugleich ist das auch was, das uns die Jugendlichen auf den Teller legen: Neben „schwul“ ist „Spast“ eines der häufigsten Schimpfwörter seit mindestens einem, wenn nicht zwei Jahrzehnten.

Tanja: Wir haben aber lange im Team gesagt, dass das nicht unser Thema ist, dass es andere Organisationen gibt, die darauf spezialisiert sind. Im näheren Hinsehen haben wir dann festgestellt, dass unser Bild, dass wir uns nicht in diesem Feld sehen, gar nicht stimmt. Uns fiel dann erst durch die Fortbildungen und den Austausch darüber auf, dass wir alle in irgendeiner Weise persönlich oder beruflich mit Behinderung zu tun haben. Wir haben im Team viel mehr Erfahrungen als uns vorher bewusst war.

Jenny: Wir haben aber auch bei uns selber Bedarf zur Beschäftigung gesehen und uns dementsprechend erst mal selber fortgebildet zu den Themen Behinderung und Behindertenfeindlichkeit.

Renate: Außerdem ging es um die Frage: Was ist überhaupt Behinderung? Solche Definitionsfragen waren Thema und ebenso Inklusion: Was steckt eigentlich in der Utopie der Inklusion?



Das war aber nicht ausschließlich theoretisch, sondern hatte einen starken Bezug zur Praxis.



Eine Grauzone zwischen behindert und nicht-behindert

Frage: Ihr habt euch in dem Baustein dazu entschieden, überwiegend mit bekannten und sichtbaren Behinderungen zu arbeiten – wie eingeschränkte Bewegungsmöglichkeiten oder Sinneseinschränkungen – und nicht mit den häufigeren unauffälligen Behinderungen. Was war der Grund für diese Entscheidung?

Renate: Es ging zunächst mal darum, wie wir mit dem Thema einen Zugang zu den Jugendlichen kriegen. Und da war unsere Annahme, dass es leichter ist damit anzusetzen, was sie unter Behinderung verstehen und darüber zu reden, was sie kennen. Und dann, in einem zweiten Schritt, noch auf andere Formen von Behinderung zu sprechen zu kommen.

Tanja: Also für mich war es der Ansatz, zu gucken: Wo ist die Fremdheit am größten, also die Fremdheit von Lebenswelten, und was sind da für Bilder im Kopf? Wenn, wie das ja bei vielen Behinderungen der Fall ist, die Person gar nicht sichtbar behindert ist – vielleicht auch mit Medikamenten gut eingestellt ist –, das ist nicht Thema unserer Jugendlichen. Für die ist es erst mal so: Es gibt die Normalen und die Behinderten. Und die Behinderten sind die, die irgendwas nicht können, dann kommen die ganzen defizitären Beschreibungen und da wollten wir dran. Ich finde, was du sagst, spannend, weil das auch zeigt, dass es eben nicht schwarz-weiß ist, sondern ein Kontinuum. Und hat man dieses

Feld geöffnet und sieht die ganzen Grautöne zwischen behindert und nicht-behindert, dann kann man auch diskutieren, was ist eigentlich mit Schönheitsnormen, oder was ist mit denen, die sehr dick sind, was nicht als Behinderung anerkannt ist, obwohl es sehr behindernd sein kann. Solche Fragen zu eröffnen ist auch Ziel des Moduls. Aber der Ansatz ist tatsächlich, zunächst auf Mobilitäts- und Sinneseinschränkungen und auf geistige Behinderung einzugehen, weil es erst mal auch das ist, was am meisten irritiert und Abwehr auslöst, weil es als so anders wahrgenommen wird und dann auch schnell die Defizitbeschreibung kommt.



Renate: Ja, in jeder Gruppe, mit der ich gearbeitet hab, war immer ein/e Teilnehmende/r, wo ein Geschwisterteil geistig behindert war, wo also meistens eine ganz enge Beziehung bestand. Diejenigen, die auf diese Weise mit dem Thema verbunden sind, sind dann total aktiv und engagiert dabei gewesen, haben viel von sich erzählt und sind manchmal richtig aufgeblüht.

Tanja: Es ist ja auch so, dass viele unserer Teilnehmer_innen im Feld Schule in irgendeiner Weise als behindert oder förderungsbedürftig eingestuft sind; sei es, dass sie eine Lernbehinderung haben, emotional-sozialen Förderbedarf oder eine sprachliche Behinderung. Und das sind die drei Arten, die sonst in der Gesellschaft nicht als behindert gelten; sie haben keinen Behindertenausweis und bekommen keinen Nachteilsausgleich. Das wird nur im System Schule diagnostiziert und sie werden dann extra gefördert. Im Prinzip ist es so, dass wir mit einem Thema kommen, wo die Jugendlichen denken, das ist weit weg von ihnen und im Grunde, wenn man genauer hinschaut, dann geht es auch um sie. Wir haben das im Team sehr lange diskutiert und hatten deswegen am Anfang Befürchtungen. Inzwischen hab ich das Gefühl,

das sich die in der Praxis aufgelöst haben.

Renate: Genau, die Befürchtung war ja auch: Es wird sicherlich schwierig, über sich selbst zu reden, über eigene mögliche Behinderungen oder einen Förderbedarf. Deswegen war der Weg auch, sich dem Thema anders anzunähern, aber darüber auch die Möglichkeit zu eröffnen, über eigene Behinderungen, eigenes Behindert-werden zu sprechen.

Tanja: Und mittlerweile habe ich das Gefühl, dass dieses Seminar auch so ist: Es geht nicht nur um Blick in fremde Lebenswelten, sondern es geht zum Teil in Richtung Empowerment. Wenn man zum Beispiel guckt, wie die Chancen in der Gesellschaft verteilt sind und fragt: Was bräuchtest Du denn für einen Nachteilsausgleich mit deiner Lese-Rechtschreib-Schwäche beispielsweise, oder sowas wie leichte Sprache thematisiert. Und die Jugendlichen dabei unter Umständen merken und benennen, dass es sie behindert, dass jede Zeitung und anderes Schriftwerk in einer Sprache und Grammatik sind, die sie nicht wirklich verstehen können.

Renate: Wahrscheinlich war deshalb das Feedback bei diesen Workshops bisher ungemein positiv. Aber ich glaube, das liegt auch daran, dass die Jugendlichen über Themen sprechen können, über die sie sonst nie sprechen. Also zum Beispiel: Würdest du abtreiben, wenn du die Diagnose kriegen würdest, dein Kind hätte Trisomie 21? Da hatten manche wirklich Herzrasen: Trau ich mich jetzt zu sagen, ich würde – weil: eigentlich darf man das nicht? Da werden ganz große Dilemmata offengelegt. In den Gruppen sind darüber spannende Debatten entstanden und bislang war die damit verbundene Gruppenerfahrung auch eine gute: Sachen sagen zu dürfen, auch wenn die anderen anderer Meinung sind und meistens wurde damit sehr gut umgegangen. Und ich habe auch ein gutes Feedback zu der Vision von Inklusion bekommen. Da meinten viele: Endlich weiß ich mal, was damit



gemeint ist. Die meisten haben vorher ein Bild von Inklusion, dass das eine totale Belastung wäre. Sie wissen aber meistens gar nicht, was dahinter steckt. Gerade die, die im erzieherischen Bereich Ausbildung machen, kriegen so Bruchstücke mit von den Debatten. Auch davon, wie es umgesetzt und realisiert wird und dabei die Abwehr von denen, die in den Einrichtungen sind. Aber was Inklusion bedeuten könnte, was die Utopie oder Zielvorstellung ist, das wissen sie oft gar nicht.

Frage: Sollte man das Wort „behindert“ aus dem Wortschatz streichen?

Jenny: Das ist ja ein grundsätzliches Dilemma, aus dem man nicht rauskommt. Die Folge wäre ja dann auch, dass man keine Statusfeststellung in der Schule mehr macht. Was dabei das Problem ist: Es gibt einen speziellen Unterstützungsbedarf. Aber klar ist die Vision, die Leute nicht mehr zu kategorisieren, indem man Statusfeststellungen macht. Nur gibt es bislang dazu keine Alternative, weil ja erst durch die Statusfeststellung verstärkte Unterstützung erlangt werden kann. Deswegen finde ich auch die Idee gut, dass man sagt, dass in allen Gruppen, die heterogen sind, mehr als eine Lehrkraft arbeitet.

Renate: Wir fragen die Jugendlichen auch immer, was sie von dem Begriff denken, und auch, ob sie es richtig finden, von Behinderten zu sprechen oder von Menschen mit Behinderungen. Fast alle entscheiden sich für Menschen mit Behinderungen und empfinden den Unterschied in der Sprache sehr deutlich.

Jenny: Übrigens kann man die Idee des Nachteilsausgleichs im täglichen Leben umsetzen. Uns ist etwas sehr Erhellendes damit im Zuge unserer Beschäftigung mit dem Thema und der Erarbeitung des Moduls passiert. Als wir währenddessen eine Praktikumsstelle ausschrieben, haben wir beschlossen, sie barrierefrei auszuschreiben, obwohl unser Büro ja nicht unbedingt barrierefrei ist. Wir haben gesagt: Wenn sich jemand meldet, dann werden wir das möglich machen. Und so war es dann auch: Wir haben dann einfach ein Büro in die untere Etage verlegt, die barrierefrei ist. Das war ein kleiner Umstand, aber es ging. Bevor wir uns mit der Thematik beschäftigt haben, hätten wir gedacht: Das geht doch gar nicht.



Praxisbeispiel

Methodenbesprechung

Leben mit einer Behinderung – behindert ist man nicht, behindert wird man

Mit diesem 3-Tagesseminar werden die Teilnehmenden in die Lage versetzt, Barrieren in der baulichen Umwelt, in der Übermittlung von Informationen und in der Gestaltung von Kommunikationen zu erkennen. Sie entwickeln Empathie mit Menschen mit einer Behinderung und diskutieren Konzepte, die auf eine gleichberechtigte Einbeziehung aller Menschen in Schule, Ausbildung, Arbeit und Freizeitgestaltung zielen.

Die Teilnehmenden erarbeiten begriffliche Grundlagen und setzen sich mit der Perspektivverschiebung auseinander, die im Untertitel des Seminars steckt: Behindert ist man nicht, behindert wird man. Dieser Prozess wird unterstützt durch Übungen zur Selbsterfahrung, zu Empathie und Wissenserwerb. Die Teilnehmenden lernen auch Strukturen der Selbstorganisation von Menschen mit Behinderung kennen, dabei liegt der Schwerpunkt auf deren Arbeit nach Autonomie. Den Abschluss bildet eine Diskussion über Inklusion als gesellschaftliche Aufgabe anhand der Frage, was sich nach der Verabschiedung der UN-Behindertenrechtskonvention in den Köpfen und in der Gesellschaft verändern muss. Eine gute und gleichzeitig herausfordernde Möglichkeit über Autonomie und Selbstorganisation ins Gespräch zu kommen, bietet der Film „Gleich, frei und selbstbewusst“ von Oliver Tolmein (1994). Aktivist_innen der Behindertenbewegung in Deutschland reflektieren nach



einer gemeinsamen Reise in die USA die Unterschiede der deutschen und der US-amerikanischen Gesellschaft hinsichtlich ihrer Einstellungen gegenüber Menschen mit Behinderung und den Umgang mit ihnen.

Was muss vor dem Einsatz des Films beachtet

und schon behandelt werden?

Die Erprobungsphase des Moduls hat gezeigt, dass sich dieser Film nicht als Einstieg in das Thema eignet, es braucht eine Einbettung in Wissen und Auseinandersetzungen mit gesellschaftlichen „Normalitätsdiskursen“ hinsichtlich Behinderung und den damit zugestandenen Rechten und Bedürfnissen wie z.B. Autonomie und Selbstbestimmung von Menschen mit Behinderung. Sonst könnte es passieren, dass Teilnehmende die Protagonist_innen des Films als unverantwortlich beschreiben und im Seminar Reproduktion gesellschaftlichen Normen stattfinden, die es unmöglich macht, den Perspektivwechsel hinzubekommen und kritisch zu werden.

Weitere Ziele des Seminars sind:

- die Auseinandersetzung mit der Wahrnehmung Betroffener
- Sensibilisieren für die Situation von Menschen mit Behinderung in der Geschichte und heute
- Verbinden des Themas Inklusion mit gesellschaftlichen Diskursen und der Perspektive Betroffener
- Reflektion über die eigene Haltung anregen
- Motivation für die Umsetzung von Inklusion fördern
- Austausch von Meinungen und Erfahrungen in der Gruppe anregen.

Durchführung

Im Plenum wird der Film „Gleich, frei und selbstbewusst“ angesehen. Vorher werden die Teilnehmenden gebeten, sich zu notieren, was sie als Kernaussagen des Films identifizieren können. Nach dem Film werden Kleingruppen von ca. fünf Personen gebildet. In den KG sollen sich die TN über die Kernaussagen austauschen und diskutieren, ob und inwiefern sich die Verhältnisse in Deutschland seit 1994 verändert haben und was nötig ist, um die Forderungen der Behindertenrechtskonvention umzusetzen.



Dabei soll v.a. eine Rolle spielen, was zur Umsetzung von Inklusion in der Schule beitragen kann. Die wesentlichen Punkte aus der Diskussion werden auf Flipchart festgehalten. Anschließend gibt es eine gemeinsame Vorstellung der Erkenntnisse im Plenum. Hilfreich für die gemeinsame Diskussion sind Fragen wie:

Was ist Ihnen beim Austausch aufgefallen?

Gab es Erkenntnisse, die hilfreich für die eigene Arbeit sind?

Stärken diese Erkenntnisse Ihre Motivation, etwas dazu beizutragen, dass Inklusion in der Schule gut umgesetzt wird? Inwiefern?

Insgesamt gibt es seitens der Teilnehmenden positives Feedback zu dieser Methode und die Feststellung, dass der Film sehr anschaulich ein defizitorientiertes Menschenbild spiegelt und dies nicht als Problem von Individuen, sondern als gesamtgesellschaftliches.



Ein Espresso mit Koray Yılmaz-Günay

Koray Yılmaz-Günay (Beiratsmitglied, Vorstand des Migrationsrates Berlin-Brandenburg und Referent für das Themengebiet Migration der Rosa-Luxemburg-Stiftung)

Worüber haben Sie sich gefreut oder geärgert in Bezug auf Diversity?

Ich freue mich, dass Diversity in allen Bereichen des Lebens Einzug hält. Ob in der Verwaltung, in den Betrieben oder im Bildungsbereich: Überall wird zunehmend die Bevölkerungsstruktur abgebildet. Das ist eine Frage der Gerechtigkeit und es ist gut, dass es mittlerweile gerechter zugeht. Damit einher geht aber auch, dass Identität immer starrer aufgefasst wird. Wer türkeistämmige Menschen beschäftigt, will dann auch, dass sie das herrschende Bild von türkeistämmigen Menschen bestätigen und für „Ihre“ Leute zuständig sind. Und wenn die Vielfalts-Quote erfüllt ist, ist es auch gut mit der Repräsentation. Das ist das eine. Das andere ist, dass manche Identitäten innerhalb dieser Vielfalt mehr zählen als andere. Die »Fachkräfte« gelten als besser als die sogenannten Armutseinwander_innen, die spanischen Neueinwander_innen als besser als die griechischen usw. Es ärgert mich, dass Wertschätzung allzu oft an eine Wertbeimessung gekoppelt ist und dass sie mit der Wertigkeit verschiedener Identitäten operiert.

Wo ist Diversity in Ihrer konkreten Arbeit, bzw. in Ihrer Organisation sichtbar?

Der Migrationsrat ist ein Dachverband, der sich nicht entlang von Herkunft, Ethnie, Religion oder anderen – vermeintlichen oder tatsächlichen – Merkmalen gebildet hat. Bei uns steht im Mittelpunkt, dass Migrant_innen und People of Color gemeinsame Erfahrungen des Ausgeschlossenwerdens machen. Wir setzen uns gegen

Diskriminierung ein und die äußert sich für verschiedene Gruppen verschieden. Insofern haben wir eine Vielfalt der Diskriminierungserfahrungen. Und wir haben die Einfalt der Diskriminierenden, die einem gleichberechtigten Zugang zu gesellschaftlichen Orten und Gütern im Weg steht.



Was verbinden Sie mit dem Thema Inklusion?

Der Begriff stellt für mich vor allem einen Neuanfang dar. Bis vor kurzem hieß es immer: Die sind behindert. Die müssen integriert werden. Es wurde von Leitkultur gesprochen und von Assimilation. Inklusion definiert Ausschlüsse nun nicht mehr als Defizit von sogenannten Betroffenen, sondern als gesellschaftliche Hindernisse, die Menschen die Teilhabe verbauen. Ich sehe eine große Chance in diesem Paradigmenwechsel, weil er gesellschaftliche Normen in Frage stellt.

Margitta Haertel (Beiratsmitglied, Vorstand der Stiftung Pfefferwerk)

Worüber haben Sie sich gefreut oder geärgert in Bezug auf Diversity?

Über mich selbst: Dieser Tage klingelte das Telefon in unserem Büro, das sich im ersten Obergeschoss eines Altbaus befindet, und ich wurde gebeten, für eine Besucherin unseren nur mit Schlüssel zu bedienenden Fahrstuhl in das Erdgeschoss zu schicken. Dazu muss man unser Haus verlassen und über eine kleine Brücke gehen. Das tat ich dann auch – allerdings wenig motiviert von wegen: die paar Treppenstufen ... Als die Besucherin kam, stellte ich fest, dass sie stark gehbehindert war und erinnerte mich, etwas betreten ob meiner bequemen Gedanken daran, dass genau dafür ein Fahrstuhl eingebaut wurde.

Wo ist Diversity in Ihrer konkreten Arbeit, bzw. in Ihrer Organisation sichtbar?

Die Stiftung Pfefferwerk setzt ihre Ressourcen schwerpunktmäßig dafür ein, Projekte gemeinnütziger Träger in Berlin zu unterstützen, durch die neue Arbeitsplätze entstehen oder die die Chancen Benachteiligter auf einen Einstieg in das Erwerbsleben verbessern helfen.

Eines der formulierten Grundanliegen ist die Förderung von Vielfalt. Das meint sowohl Akteure als auch Konzepte. Es bedeutet, dass wir Projekte von, mit und für Menschen mit sehr unterschiedlichen Problemlagen, Wurzeln und Ideen mit dem Ziel unterstützen, mehr Teilhabe

zu ermöglichen. Damit fördern wir oft Aktivitäten, die man gut unter Diversity fassen könnte. Vielfalt ohne Diversity geht nicht. Näheres dazu auf unserer www.stpw.org.



Was verbinden Sie mit dem Thema Inklusion?

Inklusion in dem Sinn, wie ich die gegenwärtig geführte Debatte verstehe – also mehr bzw. bessere Einbeziehung von Menschen mit Behinderungen in die Gesellschaft – sehe ich als komplexe, gesamtgesellschaftliche Aufgabe, die nach meiner Wahrnehmung lange nicht wirklich als solche verstanden wurde, und als Prozess mit vielen Beteiligten. Derzeit verbindet sich für mich mit dem Thema vor allem die Frage, zu welchen Ergebnissen die diesbezüglich vorgenommenen strukturellen Schritte im Schulsystem mittelfristig führen werden.

Wir möchten uns herzlich für Ihr Interesse an unserem Newsletter bedanken, der leider aufgrund des Ende des Projektes im Dezember 2014 eingestellt wird. Gern nutzen wir die Gelegenheit, uns bei allen Kolleg_innen, Kooperationspartner_innen und dem Beirat zu bedanken.

Ein großes Danke auch an alle Unterstützer_innen, die zum Gelingen unserer Tagung im April 2014 beigetragen haben, sowie für das große Interesse an der Tagung und das positive Feedback. Beiträge, Workshops etc. finden Sie auf unserer Homepage:

<http://bildungsteam.de/aktuelles/fachtagung-diversity-und-inklusion-in-der-beruflichen-bildung-2014/>

Unseren Imagefilm „Wir lernen Diversity“ finden Sie ebenfalls auf unserer Seite als Download:

<http://bildungsteam.de/aktuelles/diversity-film/>

Ende 2014 veröffentlichen wir online ein Methodenhandbuch im Themenfeld Diversity. Darin werden wissenschaftliche Texte, Konzepte, Arbeitsvorschläge und Methoden unserer jahrelangen Arbeit enthalten sein. Sie dürfen sich auf eine anregende und praxisnahe Publikation freuen. Das Handbuch ist demnächst unter folgendem Link zu finden:

<http://www.diversity.bildungsteam.de>

Alles Gute wünscht für das Bildungsteam

Žaklina Mamutovič

Impressum

Hrsg.:

Bildungsteam Berlin Brandenburg e.V.

Cuvrystraße 20

10997 Berlin

Tel. + 49 (0) 30/ 61 07 65 44

Fax. + 49 (0) 30/ 61 07 65 45

buero@bildungsteam.de

www.bildungsteam.de

**Bildungsteam
Berlin-
Brandenburg**



Konzept und Redaktion: Barbara Driesen, Jenny Howald, Žaklina Mamutovič, Tanja Michalzczyk, Renate Pulz

Gestaltung: Sandra Höfinghoff

Fotos: Christoph Löffler, Renate Pulz

Der Newsletter ist entstanden im Rahmen des XENOS-Projekts "Der Vielfalt gerecht werden-Diversity in Ausbildung und Beruf", das darauf zielt verschiedene Aspekte von Vielfalt im Arbeitskontext umzusetzen. Das Projekt ist Teil des Bundesprogramms „XENOS - Integration und Vielfalt“ und wird gefördert durch das Bundesministerium für Arbeit und Soziales und den Europäischen Sozialfonds.



Senatsverwaltung
für Arbeit, Integration
und Frauen

Stiftung Pfefferwerk